



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 13. Sonntag den 29. März 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonnezeitung oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort i. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Passionssonntag. — Weiß und rot. — Die Wolke vor der Sonne. — Aus dem Kalender der Woche. — Aus schwerer Zeit. — Umkehr — allerlei über Erziehung. — Für die lieben Erlösungskommunikanten.

Wochenkalender.

- Sonntag, 29. März, Passionssonntag.
 Montag, 30. März, Cyprianus, Martyrer. †
 Dienstag, 31. März, Salbina, Jungfrau u. Mart. †
 Mittwoch, 1. April, Hugo, Sel.; Venantius, Mart. †
 Donnerstag, 2. April, Franz v. Paula. †
 Freitag, 3. April, Fest der 7 Schmerzen Marias; Richard, Bekenner. ††
 Samstag, 4. April, Theodor, Bischof u. Bekenner. †

Passionssonntag.

Jesus widerlegt die Lästerungen der Juden.

Evangel. Joh. 8, 46—59.

In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden: „Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, hört Gottes Wort; darum höret ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid.“ Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: „Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast?“ Jesus antwortete: „Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Doch ich suche nicht meine Ehre; es ist einer, der suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn jemand meine Worte halt, so wird er den Tod nicht sehen in Ewigkeit.“ Da sprachen die Juden: „Nun erkennen wir, daß du einen Teufel hast. Abraham und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wenn jemand meine Worte hält, so wird er den Tod nicht kosten in Ewigkeit. Bist du denn größer als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben! Was machst du aus dir selbst?“ Jesus antwortete: „Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts; mein Vater ist es, der mich ehret, von welchem ihr saget, daß er euer Gott sei. Doch ihr kennet ihn nicht; ich aber kenne ihn, und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleichwie ihr. Ich kenne ihn und halte seine Worte. Abraham, euer Vater, hat trostlos, daß er meinen Tag sehen werde, und er sah ihn und freute sich.“ Da sprachen die Juden zu ihm: „Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen?“ Jesus sprach zu ihnen: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ehe denn Abraham ward, bin ich.“ Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen; Jesus aber verbarg sich und ging zum Tempel hinauf.

Weiß und rot.

Auf den Heiland wendet die Kirche die Worte an, mit denen die Braut im Hohen Liede ihren Bräutigam besingt: „Mein Geliebter ist weiß und rot.“ (Hohel. 5, 10). Und sage, christliche Seele, steht nicht dem Heiland am heutigen Sonntag in blendendem Weiß vor dir gleich einem blütenbedeckten Kirschbaum?

Mit der Zuversicht seines guten Gewissens stellt er an seine Freunde die Frage: „Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen?“ Bis heute sind die Juden die Antwort schuldig geblieben auf diese Frage. Wohl hatten sie die Stirne, mancherlei Anschuldigungen wider ihn vorzubringen. Doch selbst der charakterlose Pilatus mußte diese Zeugnisse als nicht übereinstimmend und falsch zurückweisen. Mit absichtlicher Feielerlichkeit wärmt er vor allem Volke seine Hände und spricht: „Ich bin unschuldig am Blut dieses Gerechten.“ (Matth. 27, 24). Judas aber, der Verräter, der drei Jahre an seines Meisters Seite zugebracht, der in alle seine Geheimnisse eingeweiht war, der seinen Wandel auf Schritt und Tritt beobachten konnte, mußte noch vor seinem traurigen Ende auf Antriebe der gerechten Vorsehung die Unschuld des Gekreuzigten bezeugen. Er nahm die dreißig Silberlinge, den schändlichen Verräterlohn, warf sie in den Tempel und sprach: „Ich habe gelündigt, daß ich unschuldiges Blut verraten habe.“

Du siehst, daß ich den Feinden Jesu das Wort gegeben habe. Und selbst diese sehen sich genötigt, dieser Unschuld ihre Verehrung zu zollen. Was aber urteilen über ihn seine Freunde? Eine glühende Schilderung von seinem Meister entwirft Petrus in seiner Rede vor dem Hauptmann Cornelius und dessen Freunden: „Ihn hat Gott gesalbt mit dem hl. Geist und mit Wunderkraft, er ist umhergegangen und hat Wohltaaten gespendet und die Beleidigten geheilt.“ (Apg. 10, 38.) Paulus aber spendet dem Hohenpriester Jesus das erhabene Lob: „Einen solchen Hohenpriester mußten wir haben: heilig, schuldlos, unbestechlich, abgefordert von den Sündern und höher als die Himmel.“ (Hebr. 7, 26). Und jene beiden Jünger, die nach Emmaus gingen, nannten den Heiland einen „Mann, mächtig in Wort und Tat.“

Doch wozu Zeugnisse aus Menschenmund anführen, wo Gottes Worte uns zur Verfügung stehen, die nach dem Psalmisten lautere Worte sind, im Feuer geprüft und siebenfach gereinigt? Du erinnerst dich an jene gewaltige, hochherrliche Stimme, die bei der Taufe Jesu und bei seiner Verkündigung auf dem Tabor vom Himmel erkollt: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Guldigen wir diesem reinen, schneeweißen Gotteslamm, indem wir einstimmen in den Sang der 24 Ältesten in der geheimen Offenbarung: „Wirdig bist du, Herr, das Gerichtsbuch zu nehmen und seine Siegel zu lösen. Denn du bist getötet worden und hast uns, o Gott,

erlöst aus allen Völkern und Stämmen und Sprachen und Nationen.“

„Mein Geliebter ist weiß und rot.“ Du hast seine blendende Weiße gesehen; betrachte auch sein leuchtendes Rot. Zu des Delbergs Höhen erhebe dein Auge. Im silbernen Mondchein erblickst du das marmorbliche Antlitz deines Erlösers und auf seiner schneigen Stirne perlen Tropfen von Blut. Dort steht er an der Gethsemane und auf seinem Rücken schmieden die Sünder und sahen mit ihren Stacheln und Spigen wie mit einer Flugchar darüber und schlugen darauf mit Söcken, wie man Korn drückt mit Flegeln. Und jede Pore wird zu einer Quelle, woraus das rotenarbene Blut deines Heilandes ausfließt. Und wie der Himmel vom Abendrot sich löset, so löset sich sein Leib am hl. Kreuz. Sieh, wie die Scherben die Nägel ergreifen und den Hammer ertönen und Jesu allmächtige Hände auf das Holz setzen und sie unbarmherzig durchbohren und die spitzen Nägel hindurchtreiben durch die Haut, das Fleisch, die Knochen und die Blutgefäße bis tief hinein in das Kreuzholz; und sein heiliger Leib wird gleichsam überschwemmt von seinem ewigen Blute. Ja, weiß bist du, mein Heiland, im Glanze deiner Unschuld und göttlichen Keinheit, und rot bist du im Gewande deines Blutes wie Josephs Rock vom Blute des Widder. O Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unter!

Doch ich sehe eine bange Frage auf deinen Lippen. Und wenn, sagst du, dieses Lamm so weiß und unschuldig war, warum mußte es leiden und sterben? Der Prophet Jesaias möge dir darauf die Antwort geben: „Um unserer Sünden willen ist er verwundet und um unserer Missetaten willen zer schlagen worden, umeres Friedens wegen liegt die Rächung auf ihm, und durch seine Wunden werden wir geheilt.“ (53, 5.)

Und in seinem ersten Bistum betruert der hl. Petrus: „Christus hat keine Sünde getan und kein Trug ward er funden in seinem Munde; unsere Sünden trug er auf seinem Leibe, damit wir der Sünde absterben und der Gerechtigkeit leben.“ (2, 21.)

Weiß und rot sind die Liebungsarben deines Heilandes; auch mir und dir werden sie gut anstehen. Bewahren wir das weiße Kleid der Unschuld, das wir in der hl. Taufe bekamen, und das der Priester uns mitgab mit der Mahnung: „Nimm hin das weiße Kleid und bringe es unbestechlich vor den Richterstuhl Gottes. Haben wir es aber bestecht, waschen wir es wieder mit dem

Blute des Erlösers durch Reue und Sündenbekenntnis. Stärken wir uns öfters mit der hl. Kommunion, aus der die Lilie der Jungfräulichkeit sproßt und die Rose des Martyriums. Und wenn die Stunde des Leidens schlägt, erkennen wir es als Büchtlung für die Sünde. Gesehen wir demütig mit dem reuigen Schächer: „Wir leiden, was wir verdient haben.“ Hast du aber getreulich deinem Gott gedient und werden dir dennoch Heimsuchungen zuteil, so wisse, daß es nach Ansicht vieler Heiligen kein so sicheres Zeichen der Auserwählung gibt, als unschuldig leiden. So darfst du dir Hoffnung machen mit der Verheißung der hl. Schrift: „Seltsam sind, die aus großer Trübsal kamen und ihre Kleider weiß gemacht haben im Blute des Lammes.“ (Off. 7, 14.) Der Butapfarrer.

Die Wolke vor der Sonne.

Von Kaplan J. B.

Die lachende Sonne über dem Tale ist das Bild des heiligen, freundlichen Lebensglüdes. Ueber die weiten Lande wirt die Königin am Himmelsorte ihre goldenen Lichtfluten; Gott läßt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte. Das Lebensglück, wenigstens das, was wir so nennen, macht oft auch keinen Unterschied zwischen Guten und Bösen. Da wo viele im Erdentale in der Sonne, die ihrer nicht wert sind; und viele, die gottesfürchtig ihre Tage dahinbringen, müssen im Schatten wandeln.

Schon aus dieser Laiache müssen wir schließen, daß das bishen Erdenglück kein Entgelt sein soll für treuen Gottesdienst. Wenn also eine Wolke vor deine Glücksonne sich schiebt, so klage nicht; du bist doch Gottes lieber Freund.

Allein du hast noch nicht gelernt, übernatürlich zu denken; darum hast du viele Tränen vergossen und untröstlich dich gebärdet, als die Wolke deine Sonne verhüllte. Du hast dann lange noch dagestanen und wolltest keinen Trost annehmen; da kam die Gnade und appellierte an dein Herz. Und weil du ihr geöffnet hast, hat sie dir den Trost gebracht.

Nun siehst du, daß das der Welt und Natur Lauf ist, daß die Wolken sich vor die Sonne schieben. Es gibt so wenige sonnenhelle Tage, Tage, an denen kein Wölkchen die Sonne trübt. So gibt es und muß es geben nur wenige, wahrhaft glückliche Tage, die kein Wölkchen von Unmut und Schmerz trübt. Wenn du einmal Umtrage halten wolltest bei deinen Mitmenschen, ob sie reines Glück genießen, da würdest du ein Lamento hören, eines größer als das andre. Da wirst du sehen, daß es ihnen nicht besser geht als dir. Der Dichter Schiller hat einmal gesagt: „Des Lebens unermischte Freude ward keinem Ardlichen zuteil.“ Da hat er sehr recht gehabt. Und an einer andern Stelle hat er ein Urteil über das Leben gefällt und seine Freuden, und da hat er gesagt: „Heißt ist des Lebens innerster Kern.“ Das stimmt wieder. Und Schillers Hochgenosse, der große Goethe, der als Dichter gefeiert war wie selten ein Mensch, der alles sein nannte, was wir so gewöhnlich als Glück bezeichnen: Ruhm, Ehre, Stellung, La und Gut und vor allem eine gute Gesundheit, Freude der Welt, der 82 Jahre lebte, dieser Mann hat einmal gesagt, als man ihn danach fragte, ob er denn glücklich gewesen, noch keine drei Wochen zusammen sei er in seinem ganzen Leben wirklich glücklich gewesen.

Was sollen wir uns also wundern, wenn so oft die Wolke von Trübsal über uns lagert und uns die Sonne des Glückes verhüllt? Ja, gerade so selbstverständlich wie du die Wolken am Himmel hinstimmst, mußt du die Wolken der Trübsal hinnehmen.

Nun gehe aber noch einen Schritt weiter, schau in das Getriebe der Natur hinein und suche nach dem Zweck. Was meinst du wohl, was aus der Welt würde, wenn ewig die Sonne strahlte? Alles würde vertrocknen, verdorren, sterben und verderben. So ist immerwährende Lust und ewige Freuden-sonne des Menschen schlimmster Kain. Die Seele

wird austrocknen wie eine Scherbe, verdorren und sterben. Alles kann der Mensch eher ertragen, ohne Schaden zu nehmen, als die ausgelassene Lust und Freude. Goethe hat auch da ein wahres Wort gesprochen: „Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe guter Tage.“ Die Vergnügungssucht ist deshalb die große Gefahr für die Welt des Geistes und für die Welt überhaupt. An ihr sind die alten Völker zugrunde gegangen, und sie wird auch unsere Welt vernichten, wenn wir nicht Mittel und Wege finden, der Lust zu steuern. Die Gefahr isturchbar groß.

Was die Welt erhält und zum Leben befruchtet, das ist die Wolke nach der heißen Sonnenglut: „Aus der Wolke strömt der Regen, quillt der Segen.“ (Schillers Glocke.)

So ist auch die Leidenswolke, die schwer am Himmel hängt, für die Seele, über die sie sich entladet, Heil und Rettung. Das Wasser der Trübsal beiruchtet die lebende Seele als himmlischer Gnadentau. Die Seele, die in der Lust sich verflüchtigt und ihrer selbst und ihres lieben Gottes vergessen hatte, wird wieder zurückgerufen in ihr stilles Heim; sie wird sich wieder bewußt in ihrer Not und ihrem Elend, daß sie doch so recht arm und schwach ist, und daß sie der Hilfe des lieben Gottes bedarf. „Die Krankheit bringt den Geist,“ um mit dem hl. Gregor zu reden, „wieder zurück zur Selbsterkenntnis und ruft uns ins Gedächtnis zurück unsere Schwäche, deren wir in geunden Tagen so häufig vergessen.“ Und wenn die Seele erst wieder weiß, daß sie arm und elend ist, da rängt sie an, lindlich um Hilfe zu rufen. Und je mehr der Schmerz in den Gliedern wühlt, desto abcheulicher wird ihr jeder Gedanke an Lust und Sünde. So wird die Seele im Schmerz wie ein Acker vom niederströmenden Regen beiruchtet. Es hebt ein Spreizen und Wachen an und dann wird's ein Blühen und Früchtetragen.

Ach Gott, wie ist die Wolke vor der Sonne so gut. Ja, einst wird man die Sonne für so viele Ausschreitungen verantwortlich machen. Zu der Wolke aber, die voll Schmerz über unserem Haupte hing, wird man voll Ehrfurcht und Liebe emporklicken und sie segnen, daß sie uns die Sonne nahm und das Unwetter des Schmerzes über uns ausgoß.

Aus dem Kalender der Woche.

Der Passions- oder Leidenssonntag.

Zimmer näher kommt der Gedächtnistag der großen Liebestat auf Golgatha, der Charfreitag, und immer eindringlicher stellt die Kirche ihren Gläubigen das Leiden des Herrn vor Augen. Im Evangelium des heutigen Sonntags berichtet sie von den ersten gewalttätigen Feindseligkeiten des Heiligen Jesu mit den Worten: „Sie hoben Steine auf, um auf ihn zu werfen. Jesus aber verbarg sich, und ging aus dem Tempel hinaus.“ (Joh. 8, 59.)

Diesen wenigen Worten der Heiligen Schrift verdankt der älteste Fastensonntag seinen Namen und sein äußeres Gepräge im Gotteshaus. Er heißt nämlich Passions- oder Leidenssonntag.

Der im Evangelium erwähnte tätliche Angriff der verblendeten Volksmenge war die Folge der nie ruhenden Verhörung vonseiten der Hohenpriester und Pharisäer; und ein großer Getallen wäre diesen geschehen, wenn es zur Steinigung und dadurch zum Tode des Herrn gekommen wäre. Doch war es noch nicht der Wille des Heilandes, jetzt zu sterben, daher entliete er dem drohenden Volke und entfernte sich aus dem Tempel.

Die Nachwelt sollte es, so kann man getrost behaupten, erfahren, wer der eigentliche verantwortliche Urheber seiner Hinrichtung gewesen. Deshalb wartete der Erlöser mit der freiwilligen Uebergabe in die Hände seiner Feinde, bis der hohe Rat in amtlicher Eigenschaft seinen Tod beschlossen hatte. Und das trat bald ein.

Jesus hatte eben in Bethanien den Lazarus vom Tode auferweckt. Einige von den Zeugen dieses Wunders begaben sich zu den Pharisäern,

um ihnen Mitteilung davon zu machen. Jetzt stieg die wütende Eifersucht der Hohenpriester, die gewiß auch noch am selben Tage davon erfuhr, und der Pharisäer derart, daß schon für den nächsten Morgen eine Versammlung des hohen Rats einberufen wurde, die alsbald den Beschluß faßte, sich der Person Christi zu bemächtigen und ihn dann zu töten. Von diesem Augenblicke an verbarg sich Jesus neuerdings; seine Feinde sollten erfahren, daß es von ihm abhängt, ob sie sich seiner bemächtigen könnten, und erst dann überließerte er sich freiwillig ihrer Gewalt, als er selbst den Zeitpunkt, sich kreuzigen zu lassen, für gekommen fand.

Zur Erinnerung an dieses Schicksal werden des Heilandes werden am Tage vor dem Leidenssonntag die Kreuze im Gotteshause mit blauen oder violetten Tüchern verhüllt. Diese Verhüllung bleibt durch die ganze Passionszeit — so wird der noch übrig Teil der Fastenzeit genannt — bis zum Karfreitag, wo der Priester vor dem Volke das Kreuz wieder enthüllt.

In manchen Gegenden werden die Kreuze schon zu Beginn der Fasten mit Tüchern verdeckt. Weil diese Tücher an das gebotene Fasten erinnern, heißen sie „Hungertücher“.

Nach den Anfangsworten der heiligen Messe heißt der Sonntag auch „Judica“; auch wird er hier und da „schwarzer Sonntag“ genannt, weil in manchen Ländern z. B. in Paris, die Heiligen beim Messopfer schwarze Gewänder mit blutroten Kreuzen tragen; bei uns jedoch ist die trüchtige Farbe bis zum Gründonnerstag die blaue oder violette.

Das Sinnbild des Leidens, das Kreuz, ist wohl verhüllt und dadurch unsichtbar, die Leiden aber, die den Weltbürgern beschiden sind, dauern auch in dieser Zeit fort. Und länger als die trüchtige Passionszeit hält für viele die Leidenszeit an, ja für manchen das ganze Leben. Und da vermag nur eines wahren Trost zu bieten: der Gedanke, daß auch auf die irdische, in göttlicher Ergebung getragene Passionszeit ein himmlisches Ostern folgt, daß jegliches Kreuz für immer und ewig nicht bloß verhüllt, sondern ganz und gar bereinigt. Nicht jedes Leid verschafft den Anspruch auf ewige Freude, sondern nur jenes, das wir als verdientes, von dem Schöpfer uns auferleg es Opfer in Geduld tragen. Dem Kalenderschreiber sollen die Verse von J. Sturm ein, die denselben Gedanken aussprechen:

„Ueber Nacht, über Nacht
Kommst Freud', kommst Leid,
Und eh' du's gedacht,
Verlassen dich bewo',
Sie geh'n dem Herrn zu sagen,
Wie du sie getragen.“

Der Kalenderschreiber.

Aus schwerer Zeit.

(Stimme aus dem Kulturkampf.)

Im „Herrenstübchen“ der Posthalterei saß eine Gesellschaft beisammen; der Schultheiß, der Verwaltungsaktuar vom Nachbardorf und einige weitere Honoratioren; außerdem der alte Schuhmachermeister Probst, der sein Geschäft übergeben hatte und privatisierte, der Hahnertoni, der auch nur mehr halb bei der Arbeit war, der junge Wildentenwirt, der lieber in der „Post“ saß als daheim, und ein Herr mit martialischem Schmurrbart, der sich „Herr Major“ nennen ließ und erst seit einem Jahr hier wohnte. Man sagte, er sei Offizier irgendwo gewesen und habe nicht eben rühmlich seinen Abschied nehmen müssen; er war irgendwo aus Mitteldeutschland her und hatte mehrere Agenturen; endlich saß noch dabei ein kleiner Fabrikant.

Diese letzteren sechs oder sieben Männer bildeten die „Opposition“ in dem katholischen Städtchen, während der Schultheiß, der Lehrer und der Verwaltungsaktuar sich noch ziemlich an die alten, guten Grundsätze hielten. Das war auch der Grund, warum die „nationalen“ Herren, wie sie sich nannten, heute zurückhielten. Wenn sie ganz unter sich waren, saß regelmäßig beim „Frühstücken“, dann wurde nicht höher geschworen, als auf den Fürsten Bismarck und auf seinen Kulturkampfsmarschall Bismarck, und wurde tiefer verwünscht und verhandelt als das „Pfaffenium“ und die „urteilslose Meute der Pfaf-

fenknechte". Mit letzterem Ausdruck meinten sie das Volk, von dem sie ja alle ihren Verleiss und ihr Auskommen hatten. Natürlich ging keiner dieser Herren je in die Kirche, und doch kritisierten sie alle Predigten; sie schimpften täglich über die „ultramontane Presse" und keiner hatte in fünf Jahren ein katholisches Blatt in die Hand genommen. Beim Posthalter hatten sie es durch Drohungen durchgesetzt, daß er kein solches hielt; sie selbst schöpften ihre Weisheit aus den rein „nationalen und liberalen" Quellen, die in der Hauptstadt ihren Ursprung hatten.

Das Gasthaus „zur Post" war wegen dieser ständigen Gesellschaft von ruhigen Leuten, die noch etwas auf ihren Glauben hielten und nicht Gefahr laufen wollten, verspottet zu werden, ziemlich gemieden.

Dem Posthalter war dies nicht ganz recht, denn er wollte „über den Parteien stehen", wie er sagte; er wollte mit allen Leuten Frieden haben, allein er wagte nicht, sich den Stammtisch der „Reichstreuen", wie sich die Glaubensspötter nannten, zu entfernen, schon deshalb, weil er ihrer drohenden Zungen- und Schimpffertigkeit nicht entfern wachsen war.

Eben hatten die Herren triumphierend die neuesten Reichstagsreden besprochen und dem badischen Minister Freydorff ihr besonderes Lob zugesagt, weil er dabei gesagt hat: „In Baden freue man sich, daß Preußen so schneidig vorangehe im notgedrungenen Kampf gegen die katholische Hierarchie; in Baden selbst lebe man wie im Paradies so glücklich, seitdem es die Machtansprüche Roms zurückgewiesen habe."

„Soll leben, der Freydorff!" rief einer begeistert. „Und der Bismarck daneben, der hat doch alles in der Hand; die Franzosen hat er besiegt und die Pfaffen wird er auch besiegen!" trafeleste ein anderer.

„Auf sie, auf sie!" schrie der Schusterbrofi, dem das Bier schon etwas in den Kopf stieg, „herrschsüchtig sind sie, überall vornedran sein, daß man vor ihnen hintreten müßte, wollen sie, und alles regieren — „Und alles besser wissen, als unsereins", ergänzte der Hafner Toni, „und unsereins liebt auch was und kennt sich aus."

Der Verwaltungsaktuar räusperte sich bedenklich bei dieser Versicherung und nahm einen Schluck; dann sagt er: „Es tut sich scheint's ein Wetter zusammen auf den Abend; ich muß machen, daß ich weiterkomme."

„Wird nicht mehr reichen", sagte der Posthalter, der am Fenster stand und hinauschaute; „es fallen schon die ersten Tropfen — so groß wie Haselnüsse."

„Und gut leben wollen sie", behauptete der Schusterbrofi unentwegt weiter, „in ihre Bjarthäuser hineinsitzen, haben das schönste Leben, essen und trinken nach Herzenslust, und nichts zu tun haben sie."

„Und uns predigen sie Fasten und Nüchternheit", gludste der Hafner Toni, „und sie selbst haben's wie der Vogel im Hanffamen. Und von dem praktischen Lebensbetrieb wissen sie nichts und vom Dampf ums Kafein, wollte sagen vom Kas ums Dampf —"

Er schlug wütend auf den Tisch. „Kampf ums Kafein hast sagen wollen, Toni", ergänzte lächelnd der Schultheiß.

„Ja, unsereins muß sich schinden und plagen vom frühen Ab-, vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Sorgen und Arbeit und Opfer und so, und davon weiß der Pfaff nichts. Für ihn ist's gesorgt, und höher hinaus denkt er nicht."

„Jetzt ist's aber nächstens Nacht", bemerkte der Verwaltungsaktuar . . . „es kommt ein schweres Wetter."

„Paffendunkelsheim", lachte der Fabrikant.

Im gleichen Augenblick war es taghell in der Stube — und fast gleichzeitig mit dem Blitzstrahl krachte ein furchtbarer Donnerschlag nieder. Und schon prasselten die Schlossen und der Regen an die Fenster. Zugleich knallte draußen mehrfach eine Peitsche und Pferde stampften.

„Der hat Zeit gehabt", bemerkte der Schultheiß, während draußen schon ein Knecht die zwei Pferde vom Wagen abspannte, um sie in dem schützenden Stall zu bergen.

„Der Herr Pfarrer von Berghaldenbach und noch ein anderer", bemerkte die Posthalterin, die ans Fenster getreten war, und für sich fügte sie leise an: „Gottlob, dann haben doch die bösen Reden ein End'. Muß ja nächstens Angst haben, der Blitz schlägt Einem ins Haus."

Einige Minuten später öffnete sich die Türe, und es traten zwei Geistliche herein, ein älterer und ein hochgewachsener blutjunger Herr mit blondem Haar und roten Waden.

„Paffendunkelsheim", wiederholte halblaut der Fabrikant, während die beiden Herren vortraten an den einzigen langen Tisch des Herrenstübchens, und

der ältere sagte: „Wir stören hoffentlich die Gesellschaft nicht? Allein bei diesem Wetter konnten wir unmöglich weiter fahren, die Wäme wären nächstens schon geworden."

„Sie kommen gewiß von der Bahnstation herüber", sagte die Wittin, indes die Herren, einander bedeutungsvoll anschauend und unwirsch brummend, etwas zusammenrückten und den beiden Eingetretenen Platz machten.

„Ja, Frau Posthalterin, ich habe meinen neuen Bikar abgeholt; der ist weit her: Herr Benart aus der Diözese Köln."

„Bitte um Entschuldigung, Herr Prinzipal, Erzdiozese!" forrigierte lachend der Vorgesetzte, ein hochgewachsener, blühender junger Herr.

„Sehen Sie, er weiß es schon besser als sein Prinzipal, der richtige Preuße," erwiderte heiter der alte Pfarrer.

„O nein, bitte, bitte — weit von Berlin daheim; ich bin Rheinländer, das ist zweierlei, — sehr zweierlei."

„Haha!" lachte der Lehrer, „Ihnen geht's scheint's wie den Sigmaringer und Pechingern, die nennen sich Wühpreußen."

„Die sollten aber eigentlich doch froh sein und stolz darauf, daß sie die Stammburg unseres ruhmvollen Kaiserhauses in ihrer Mitte haben," meinte der „Major".

„Das ist's wohl nicht", sagte der Lehrer ausweichend; er wollte nicht mit den Herren in Streit kommen.

Und der Pfarrer von Berghaldenbach sagte nun laut zu seinem Gaste: „So, mein neuer Herr Bikar, jetzt lassen Sie sich den Wein schmecken, wie er bei uns wächst. Rheinwein ist's nicht; aber zum Trinken ist er auch. Und Sie haben schon lange nichts mehr gehabt, werden Hunger und Durst haben; Frau Posthalterin, was gibt's zu essen?"

„Sie kommen heute schon bis von Köln her?" fragte der Schultheiß unterdessen den Bikar.

„Doch nicht," war die Antwort, „ich blieb in Mainz bei Verwandten und fuhr heute früh dort weg."

„Da werden Sie sich bei uns erst eingewöhnen müssen," bemerkte der Verwaltungsaktuar, „Sie werden manches anders finden als daheim."

„Ich war nur 14 Tage auf Urlaub zu Hause," lautete die Antwort, „und bin schon seit einiger Zeit in dieser Diözese angestellt!"

„Und Sie sind schon lange von daheim weg, Herr Bikar?" fragte der Verwaltungsaktuar.

Ein Schatten ging über das Gesicht des Gefragten; er nickte ernst und sprach: „Seit letzten Winter. Noch einige Monate war ich nach meiner Ordination in Köln verwendet, aber dann mußte der Erzbischof uns alle entlassen, hätten wir weiter pastoriert, so wäre eine endlose Reihe von Geldstrafen, Verhaftungen, Gefängnis und alles mögliche gekommen, der Kirche wäre damit doch nicht gedient gewesen, und so hat er uns ins Ausland — wollte sagen in andere Diözesen geschickt. Wir mußten so rasch als möglich fort, mitten im Winter."

Und wieder ging's wie ein tiefer, wehmütiger Schatten über das Gesicht des jungen Priesters.

„Das mag hart gewesen sein — so bald nach der Primiz — für Sie, und noch mehr für Ihre Eltern — leben Ihre Eltern noch, Herr Bikar?" fragte der Pfarrer.

„Gott sei Dank, beide; aber die Mutter ist schwach und krank. Ja, es war ein bitterer Abschied" . . . war die Antwort. „Doch," fuhr er heiterer fort, „Ihr Hochwürdigster Bischof hat uns geistliche „arme Reisende" aufgenommen wie ein Vater, hat uns getrübet und uns versprochen, wir werden in seiner Diözese Verwendung finden, so lange unsere Verbannung aus der Heimat währe. Und so hat sich die Sache gemacht: ich hatte ja schon etwas Angst auf die ganz unbekanntem Leute und die schwäbische Sprache, allein es ist viel besser gegangen, als ich dachte, und auch an die schwäbischen Späße und Knöpfle hab' ich mich sehr gut gewöhnt," sprach er fröhlich.

„Seht einmal, er schwärzt ja schon halb schwäbisch," lachte der Pfarrer.

„Ich hoff's noch ganz zu lernen, Herr Pfarrer," war die prompte Antwort.

„Bravo, bravo, Herr Bikar, darauf müssen wir anstoßen!" rief der Schultheiß und die andern stimmten zu.

„Also Sie sind richtig ein Gemahrgaester durch die preußische Regierung," fragte der Fabrikant mit unverkennbarer Befriedigung.

„Ein Opfer des Kulturkampfes," fügte der Verwaltungsaktuar an.

„Ein Opfer des Kulturkampfes," fügte der Verwaltungsaktuar an.

(Fortsetzung in der Beilage.)

Urtheil.

Es ist keine Frage, daß die Unsitlichkeit immer mehr um sich greift. Als kürzlich auch im Bayerischen Landtag darüber gesprochen und besonders auch auf die Großstädte und ihre Gefahren und öffentlichen Vergegnisse hingewiesen wurde, da hat einer gemeint, auf dem platten Lande stehe es mit der Sittlichkeit auch nicht besser als in der Großstadt.

Recht hat der Redner nicht gehabt, denn in unseren Großstädten ist das Laster eine furchtbare Macht geworden. Sodoma oder Gomortha wäre für manche Stadt der richtige Name. Das war fast immer so. Wo viele Menschen vorübergehen, da gibt es viel Schmutz und Staub. Der Trubel großer Menschenmassen ist so recht der Nährboden für die Sittenlosigkeit.

Dabei will ich die Landleute durchaus nicht heilig sprechen. Jener roie Prophet in München hat für seine Straßprediat einen Schein von Wahrheit gehabt. Auch auf dem Lande gibt es Sünder gerade genug. Nur bleibt dort die Sache nicht so verborgen. Die Menschen kennen sich besser. Jeder weiß, woran der andere krank. In der Stadt dagegen findet die Sünde mehr ihre Verstecke und Schlupfwinkel. Man darf für beide nicht den gleichen Maßstab anlegen.

Eine ernste Mahnung bleibt jenes Wort, aber immerhin auch für die Landbewohner besonders jetzt zur Zeit der Osterbeichte. Das soll ja die Zeit der Umkehr sein. In der Stadt sind Leute, die keine Osterbeichte ablegen, keine Selteneit. Auf dem Land aber würde man auf jeden, der keine Ostern hält, mit dem Finger weisen. Deshalb sind auch solche dort die Ausnahme. Also daran fehlt es nicht auf dem Lande. Der Fehler liegt sonstwo. Sicher gibt es viele Leute, die es mit ihrer Belehrung aufrichtig und ehrlich meinen, die sich gründlich bessern wollen. Wenn sie wieder rückfällig werden, so ist es mehr menschliche Schwäche als Bosheit. — Aber es gibt auch eine andere Klasse. Sie betrachten die Osterbeichte nur als einen frommen Brauch, als eine Remonade, der man sich unterziehen muß. Unter Seagen tut man es und dann hat man wieder Ruhe für lange Zeit, womöglich gar für ein ganzes Jahr.

Da liegt der Hake im Pfeffer. Die von Gott verlangte Buße wird rein äußerlich von vielen ausgeübt. Es soll gehen nach dem Rezept: „Wach mir den Belz, aber mach mich nicht naß!" Wie man aus der Kirche heimgelehrt, den Sonntagestaa an den Nagel hängt, so zieht man auch die Bußgesinnung aus und läßt das alte Leben von neuem an. Das wird uns Katholiken in weiten Kreisen zum Vorwurf gemacht. Man sagt, der kath. Gottesdienst sei nur äußerlichkeit.

Anderer sagt allerdings die katholische Kirche die Sache aus. In die en Tagen ruft sie uns zu „Zerreiße eure Herzen, nicht eure Kleider!" Sie will also gründliche Belehrung, Besserung des Herzens.

Die Sünde ist ihrem Wesen nach ein Verlassen Gottes und ein sich Hinwenden zu den Geschöpfen. Deshalb muß die Buße ein Verlassen der Geschöpfe und ein Hinwenden zu Gott sein.

Die gründliche, wahre Umkehr meint es redlich und tut genau alle Schritte, die zur Veröhnung mit Gott geordert werden. Sie kehrt entschieden zu Gott zurück und wendet die nötigen Besserungsmittel an. Ihr ist es vor allem um die Ausdauer zu tun. Sie bricht vollständig mit der Vergangenheit. Sie leitet in der Gegenwart alles, was zur Veröhnung mit Gott nötig ist. Aber auch die Zukunft schnebt ihr in all ihrer Wichtigkeit vor Augen. — Ich will wieder lebendig, ich will wieder gesund werden, muß die bußfertige Seele sprechen, und fürder lebendig bleiben.

Das ist die Bußgesinnung, welche uns die Kirche vorschreibt. Wären doch nur alle Väter von diesem Geiste befeelt! Dann müßten jene verstummen, die von der Unsitlichkeit unserer Landbevölkerung reden.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Erziehung.

Eine und keine Stiefmutter.

(Schluß.)

Es vergingen wieder einige Tage, da fuhren die jungen Eheleute in die Stadt und brachten einen Pack Kleidstoffe mit, zu einer Reihe neuer Sonn- und Winteranzüge für die Kinder bestimmt. Frau Hedwig bestellte die Näherin, arbeitete aber fleißig mit, ja opierte einen Besuch beim Onkel, der sie einluden, den ihr zugehenden Gemahl mit den Worten beschwichtigend: „Fahrt mit den Kindern ohne mich! Sieh nur, wie Margarete um ihr Kleidchen bangt. Ohne mich kann es bis Pfingsten nicht fertig werden. Solch eine Enttäuschung tut jungen Herzen weh.“ Einige Wochen später trat die Stieftochter bei der Rückkehr aus der Schule die Mutter eifrig mit Büchern beschäftigt an; diese führte sie in ihr Stübchen, wo auf Tisch und Kommode stoßweise ihre Hemden, Saftücher, Strümpfe, Nachtsäckchen, Unteröden und was sonst noch zur Verwahrung gehört, lagen; über den Stühlen hingen ihre Kleider, aus sorgfältigste gewaschen und geglättet, je nachdem sie alt oder neu waren. „Deine Sachen, die dir zu klein geworden sind, ergänzte Frau Hedwig dem freudig überraschten Kinde, habe ich ausgelacht und in diese beiden Kädchen zusammengebunden. Was du damit machen willst, überlasse ich dir. Heute mittag wirst du Gelegenheit haben, sie gut anzubringen.“ Margarete vertraute die geheimnisvolle Trophäe eifrig der Sabine an; diese war der Meinung, die Stiefmutter habe wohl in Erfahrung gebracht, daß nachmittags der Jude komme, um mit der früheren Haushälterin Handel zu machen, und verchwärze das Mädchen, sich für die abgelegten Kleidstücke ein Kreuzchen am blauen Band einzutauschen. Solches „Geschäftchen“ hatte die Mutter jedoch nicht im Auge gehabt, sondern vielmehr eine arme teilwaise kranke Erzenbarnarbeiterfamilie, von deren Durchreise sie Kunde erhalten. Neugierig trat die gute Frau hinzu, als Sabine den Handel mit dem Juden abschließen, die Bedürfnisse aber mit einem „Heil Gott!“ absperren wollte, und wußte ihre Hausgenossen zu bestimmen, in jeder Weise helfend einzuwirken. Margarete lächelte liebe Beschämung über ihr eignes Betragen und wurde erst infolge der Worte der Barmherzigkeit, deren Zeuge sie war, auf die bessere Verwendung der ihr überlassenen Schätze aufmerksam. Die wohlwollende Mutter zog sie aus der Verlegenheit, indem sie dem Juden Kreuzchen und Band abtante und dadurch die Kleiderpäckchen frei machte, welche das Mädchen nun den armen Leuten zuwenden konnte. Als Frau Hedwig ihrem Töchterchen da Zeichen der Erbsinnung mit der Ermahnung umhina, es möchte künftighin beim Anblick desselben gedenken, daß man dem Heiland sein Kreuz tragen helfe, so oft man einen „seiner Brüder“, einen Nothleidenden unterstütze, kam ihm die Türe und umfassende Herzengüte der Stiefmutter zum erstenmal so recht zu Bewußtsein und es fiel ihr schluchzend um den Hals.

Wäre der böse Hausgeist nicht dazwischen getreten, so hätten sich die beiden Parteien wohl fortan zusammengefunden. Allein Sabine legte ihr höllisches Treiben fort; ihre Bosheit spürte stets neue Anlässe zu Verdächtigungen der edlen Handlungswerte der hochberzigen Frau aus. Als diese z. B. die unmögliche Mühe übernahm, dem Richard bei dem Lateinlernen zu helfen, weil sie erlanni hatte, daß weniger Talentlosheit, als Ungehörigkeit und Unredlichkeit seine Fortschritte aufhielten, dagegen darauf drang, daß Margareta's Klavierstunden eingestellt würden, weil es ihr unmusikalischem Gehör fehle, lag es nahe, die Stiefmutter der Fortschritten zu sehen. Als der Knabe wegen einer großen Müde, wodurch er seine Trägheit verhäßte, vom Vater mit Stubenarrest bestraft wurde und ihn daher die Mutter selbstverständlich zu einem Verwandtenbesuch nicht unternahm, winkelte die Schlinge: „Nein! So etwas kann

nur eine Stiefmutter über's Herz bringen!“ War eine üble, solche Aueleung nicht möglich, so hatte sie die Drohung ständig auf der Zunge: „Wartet nur, es wird bald genau anders werden! Ist nur erst das kleine Kind da, ihr eigenes!“ Einmal war der Vater dazu gekommen, als sie diese Aueleung tat, und kündigte ihr die längst verdiente Entlassung an.

Die Aufregung, in welche Margareta durch den Verlust der Pflegerin ihrer Kindheit versetzt und welche durch deren Ränke nach der Geburt eines Schwesterchens immertot vermehrt wurde, machte das empfindsame Mädchen für eine gerade herrschende Krankheit empfänglich; es bekam das Schleimfieber. Der Arzt suchte mit den Achseln und erklärte, nur die aller sorgfältigste Ueberwachung und Pflege könne das ohnehin necrods überreiste Kind retten. Daraus entspann sich folgendes Zwiegespräch: „Woher nehmen wir eine passende Wärterin?“ berathschlagten Vater und Arzt. „Ich, ich ganz allein pflege Gretchen!“ erklärte mit fester Stimme Frau Hedwig. „Du?“ — „Sie, gnädige Frau?“ lautete die zweifache Gegenrede. „Ja, ich! Kein Fremdes soll dieses Amt übernehmen!“ — „Aber Sie sind selbst noch schwach in Folge der Krankheit!“ — „Ich bin kräftig genug und die Liebe macht mich stark. Die Mutter allein kann ihr Kind pflegen!“ — „Die Mutter! Aber Ihr kleines eigenes Kindchen?“ — „Gott sei Lob und Dank, es ist gesund! es steht in guter Wart und Pflege; der heilige Schutzengel und ein lieber Papa werden darüber Wache halten.“ — „Aber, aber, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, wendete der Arzt ein. Sie dürfen Ihr Kindchen nicht einmal sehen, während Sie Ihre Stieftochter pflegen; die Gefahr der Ansteckung.“ — „In Gottes Namen!“ sagte Frau Hedwig mit zitternder Stimme und machte der Unterredung durch die mit Begeisterung hinzugesetzten Worte ein Ende: „O, kein Stiefkind! gebrauchen Sie dies häßliche Wort nicht, am allerwenigsten in dem Augenblicke, wo mein aanges Herz in Sorge und Angst um sie bebt. Gott hat an seinem Altar mit dieses Kind so heilig überleben, wie das andere am Tauffeinde. Ich aber habe es angenommen mit einem Gelöbniß gegen seine verklärte Mutter, gegen seinen treuen Vater. Sie ist unser Kind, unser ältestes, lothbarstes Kind. Jetzt, jetzt will ich meine Mutterpflicht ansetzen, jetzt will ich mein Mutterrecht ausüben. Kein Wort mehr! keines! Leb' wohl, Papa! Gott beschütze euch und uns! Noch diesen Augenblick bring ihn der Kleinen und Richard, jetzt aber fort, fort aus dieser Fieberlust. Au! Wiedersehen, auf vereintes, glückliches Wiedersehen!“ Dem opietreudigen Entschluß folgte die heroische Tat. Ihr erwartet mit Spannung den Schluß, aber ihr ahnt ihn auch. Als nach acht schweren Tagen und düsternen Nächten Margareta die Kißglücklich bestand hatte und die aus Fieberträumen erwachende Tochter den trohen Ruf vernahm: „Gerettet! mein Kind, mein Gretchen, mein Liebste! da breutete dieselbe ihre müden Arme aus und hauchte zum erstenmal dagegen: „O Mama meine liebe Mama!“ Und so blieb es allezeit und unverbrüchlich. Aus dem bösen blickenden „Stiefmütterchen“ wurde ein liebliches Bensee, d. h. „Denk an mich!“ Margareta bewahrte ihrer zweiten Mutter ein unerwünschtes queres Andenken, und als sie, erwachen, ein Tagebuch über ihre Lebensereignisse anlegte, zeichnete sie auf die ersten Blätter, gleichsam als Einleitung, das anmutige Bild ihrer unvergeßlichen Stiefmutter, das allen zum Vorbilde sein möge, denen die Vorsehung eine gleiche Stellung angewiesen hat.

Für die lieben Erstkommunikanten.

Die Vorbereitung auf den hohen Gast.

Ich rufe die Zahlen aus, sagte Rudolf, ein dunkelgelblicher Knabe, mit willensstarken Zügen, aus denen eine Herrschernatur sprach. Ueberall suchte er seinen Willen durchzusetzen, und es gelang ihm auch in den meisten Fällen, denn er verstand es, sein Recht durch Basse und Schläge gelegentlich zu beweisen. „Nein“, rief sein jüngerer Bruder Karl und suchte Rudolf den Kasten mit dem Lotospiegel zu entreißen. „Ich bin jetzt an der Reihe!“

In Rudolfs Augen glühte es zornig auf. Wagte der Knabe es, sich ihm entgegenzusetzen! In jäh anstürzender Festigkeit hob er die Hand, um Karl zu schlagen.

„Rudi!“ rief da eine zarte Stimme in beschwörendem Tone, und eine weiche Hand stahl sich leise in die seine. Unwillkürlich blickte der erzürnte Knabe in das bittend zu ihm ausgeschlagene dunkelblaue Auge seiner Schwester Angela, und tiefes Mitleid überflog seine Stirne. Er verstand die Warnung der Kleinen, die wie sein lebendig gewordenes Gewissen neben ihm lag. Einen Augenblick spiegelte sich ein heftiger Kampf in den Zügen des Knaben, dann nickte er seiner Schwester lachend zu. „Hast recht, Engelchen“ und überließ ruhig das Ausrufen dem jüngeren Bruder. — Was war es, das Angela diese Macht über den jähzornigen Bruder gab? Der Gedanke an den hohen Gast, der Aufnahme in den Herzen der beiden Kinder begehrte. Das Geschwisterpaar sollte in diesem Jahre zum erstenmal den lieben Heiland empfangen und da sie beide voll frommen Eifers und guten Willens waren, hatten sie sich das Versprechen gegeben, einander gegenseitig zur Befämpfung ihrer Fehler anzuhalten.

Am andern Tage hüpfte Klein-Angela lustig plaudernd neben ihrem größeren Bruder her, mit dem sie auf dem Heimwege von der Schule zusammengetroffen war. Die kleine Plaudertasche wußte viel zu erzählen, dabei sprang sie nach echter Kinderart bald vom rechten auf das linke Bein und umgekehrt. Es schien ihr das entschieden unterhaltender, als sich nach Art verständiger Leute in ruhiger Gangart fortzubewegen. Plötzlich jedoch machten ihre Beine halt. Sie waren an einem Konditorladen angelangt, in dessen Schaufenster die appetitlichsten Süßigkeiten ausgestellt lagen. Mit begehrlischen Blicken hingen ihre Augen an den Cremeschnitten und Nusstörtchen, und unwillkürlich glitt ihre Hand in die Nothtasche, aus deren Tiefe sie ein Zehnpfennigstück hervorbrachte.

„Du, Rudi, hast du auch noch das Geld, das uns Tante Lina neulich schenkte?“ Mit dieser Frage wandte sie sich an ihren Bruder.

„Warum?“ fragte dieser kurz.

„Wir wollen uns etwas Gutes dafür kaufen“, schlug das Ledermännchen vor und deutete auf die verführerischen Törtchen.

„Jetzt, in der Fastenzeit? — Fällt mir nicht ein“, lautete Rudolfs entschiedene Antwort.

„Aber es ist doch keine Sünde“, meinte Angela etwas verdrücklich.

Rudolf sah die kleine Schwester ernst an. „Sollen wir uns in der Zeit, in der unser lieber Heiland so viel für uns gelitten hat, nicht gerne eine kleine Abtötung auflegen?“

„Ja, recht hast du, aber — es ist doch schade“, sagte Angela, seufzte ein wenig und ließ zögernd ihr Zehnpfennigstück wieder in die Tasche fallen.

„Jetzt hast du dem Heiland ein Murrhembüschlein der Abtötung gebracht“, tröstete Rudolf sie liebevoll, und Angelas Augen glänzten schon wieder vor Freude über ihren kleinen Sieg.

„Sieh nur dort die arme Frau!“ Mit diesen Worten machte Rudolf sein Schwesterchen auf ein dürftig gelleidetes Weib aufmerksam, das sich eben bückte, um ein Stückchen Kohle vom Boden aufzuheben. Ein vor Kälte zitterndes kleines Mädchen hing an ihren Rockfalten und weinte laut um ein Stücklein Brot.

„Das arme Kind hat Hunger“, sagte Angela mitleidig.

„Ja“, antwortete Rudolf, „und es ist unsere Schwester, denn es hat denselben himmlischen Vater wie wir.“

„Wir wollen ihm unsere Zehnpfennig geben“, rief Angela warmherzig.

„Ja, Engelchen, das wollen wir.“ In raschem Entschluß reichten die beiden Kinder der armen Frau das Geld und boten sie, ihrem kleinen Mädchen Brot zu kaufen! Sie sahen das frohe Aufleuchten im Blick der Beschenktten, hörten ihr herzlichem Vergelt's Gott und eilten in dem freudigen Bewußtsein davon, ein Werk der Barmherzigkeit geübt zu haben.

Je näher der große Tag heranrückte, um so eifriger bemüht war das fromme Geschwisterpaar, sich durch Tugendübungen und Selbstüberwindungen würdig vorzubereiten. Bald gab Rudolf, bald Angela eine Anregung zum Guten. Die Eltern freuten sich im stillen über den mutigen Kampf, den ihre Kinder mit ihren Charakterfehlern führten, um der Seele zum Empfang des lieben Heilandes ein hochzeitliches Kleid zu bereiten. Daan endlich kam er, der sehnlichst erwartete hohe Gast, um Gnadenfülle und Segen in die reinen Kinderherzen auszugießen, die in seiner Liebe erstarben sollten, um dem Kampfe des Lebens entgegenzugehen.